

SCHULKREIS

Die Zeitschrift der Rudolf Steiner Schulen in der Schweiz



Nimmst du mich wahr?

Die stille Qualität der Waldorfpädagogik zeigt sich vor allem in Krisensituationen

Ein Ort der Geborgenheit für Menschen auf der Flucht

Der von Steinerschul-Alumni gegründete Verein «One Happy Family» engagiert sich auf Lesbos



Foto: One Happy Family

«Wir möchten Flüchtlingen ein Stück Würde zurückgeben»

«Slum», «Hölle», «Lager der Hoffnungslosigkeit»: Im berüchtigten Camp Moria auf Lesbos müssen derzeit 13 000 Flüchtlinge unter menschenunwürdigen Bedingungen ausharren. Ganz in der Nähe haben Fanny Oppler und eine Gruppe Freiwilliger 2017 ein Gemeinschaftszentrum aufgebaut. Das «One Happy Family Community Center» bietet heute bis zu tausend Menschen pro Tag warmes Essen – und noch viel mehr: Sicherheit, Selbstbestimmung und die Geborgenheit einer Gemeinschaft.

Text: Stefanie Wolff-Heinze

«Irgendwie wird das schon.» Wenn Fanny Oppler von ihrem Herzensprojekt erzählt, taucht dieses «Irgendwie» immer wieder auf. Wie eine – trotz immenser Herausforderungen nie versiegende – Kraftquelle für ein Engagement, das dem Leben der 29-Jährigen in den letzten beiden Jahren eine ganz neue Richtung gegeben hat. Alles begann mit der Idee, zusammen mit anderen Volunteers einer kleinen Schweizer Initiative Flüchtlinge in Griechenland zu unterstützen. «Mein Bruder Lukas und ich haben unseren VW-Bus bis unters Dach mit Holz, jeder Menge Baumaterial und gespendetem Spielzeug vollgepackt und sind Richtung Süden losgefahren. Wir hatten keine Ahnung, was uns vor Ort erwarten würde», erinnert sich die studierte Grafi-

kerin. Die Reise führte sie auf verschlungenen Wegen zu einem brachliegenden Industriegelände in der Nähe des Flüchtlingscamps Moria auf Lesbos: Dort sollte aus einem alten Gebäude ein buntes, einladendes Gemeinschaftszentrum entstehen.

Wenig Essen, viel Frust und Gewalt – die deprimierende Situation im Camp

Als die ehemalige Steinerschülerin aus Aesch dann zum ersten Mal Moria besucht, ist sie schockiert über die verheerenden Zustände: Um das ursprüngliche Flüchtlingslager herum – das eigentlich nur für ca. 3000 Menschen ausgestattet ist – hat sich in den Olivenhainen ein riesiges Zeltlager mit über 10 000 Flüchtlingen gebildet. Nicht jeder findet

In unserer Rubrik «Porträt» stellen wir in jeder Ausgabe die Geschichte einer oder eines Steiner-schul-Alumni vor.

Platz in einem der Zelte, viele verbringen die Nacht auf dem Boden. «Ich habe das Gefühl, dass diejenigen, die nicht schon bei der Flucht übers Meer traumatisiert wurden, spätestens im Lager ein Trauma erleiden: Alle sind psychisch und physisch extrem gestresst, Streit und Gewalt sind an der Tagesordnung. Und die armen Kinder leben mitten in diesem Chaos!» Die hygienischen Umstände und die medizinische Versorgung sind schlecht; um Essen zu erhalten, müssen die Geflüchteten drei bis vier Stunden anstehen. Oft gibt es dann nur ein paar Löffel Reis und eine halbe Tomate; manchmal auch gar nichts, wenn die Essensvorräte nicht für alle reichen. Was ging in ihr vor, als sie dieses Elend sah? «Es gab zwei Szenarien: Entweder auf dem Absatz umdrehen, oder Idealist sein und sagen: «Hier bin ich richtig, und jetzt packen wir es irgendwie an.» Für Fanny gab es nur eine Option: Sie blieb.

Gemeinsam schaffen wir das

Wo wurde der Samen für diese engagierte, zuverlässige Haltung gesät? Fanny Oppler lächelt: «Selbstverständlich ist meine Schule schuld. Meine Klasse hat viele Projekte initiiert und ist bei der Schulleitung stets auf offene Ohren und unterstützendes Wohlwollen gestossen.» Sie findet es cool, dass das Café, das sie damals aus der Taufe gehoben haben, bis heute existiert. Die Erfahrung, dass sich der Einsatz lohnt und man gemeinsam vieles schaffen kann, hat sie geprägt. In der Abschlussklasse bewarben sie und ihre MitschülerInnen sich schliesslich darum, die internationale 12. Klass-Taugung «Connect» ausrichten zu dürfen. «Wir haben quasi ohne Budget über 500 Schülerinnen und Schüler versorgt – sowohl mit Essen als auch mit Unterkünften.»

Statt «für» besser «mit» den Menschen

Mit diesem Selbstvertrauen, «grössere Herausforderungen auch ohne Planungssicherheit irgendwie stemmen zu können», ging Fanny Oppler im Frühling 2017 den Aufbau des Community Centers auf Lesbos an. Eines fügte sich auf wundersame Weise zum anderen, erzählt sie: «Wir hatten in unserem Bus genau das Material mitgebracht, das wir für die Bauarbeiten benötigten. Aus den zwei Flüchtlingen, die ich um Unterstützung gebeten hatte, wurden schnell 20, die jeden Tag aus dem Camp zu uns kamen: Der eine hat gestrichen, der andere die Wände dekoriert. Und eine Gruppe von Nepalesen schreinerte alle Bänke.» Nach zwei Monaten gemeinsamer Arbeit waren die ersten beiden Etapenziele der Schweizer Volunteers erreicht: Das Community Center konnte eröffnet werden – und dies dank des Einsatzes von mittlerweile 50 zu meist männlichen Helfern aus unterschiedlichen

Nationen: «Unser Motto war von Anfang an, dass wir das Projekt zusammen mit Flüchtlingen aufbauen und dadurch sicherstellen, dass wir ihre Bedürfnisse erfüllen. Wir machen es nicht für sie, sondern mit ihnen», unterstreicht Fanny Oppler. Diese «alternative» Art der humanitären Hilfe zielt auch darauf ab, die Stimmung im Camp zu verbessern: «Eine Aufgabe zu haben und mitgestalten zu können, tut diesen Menschen so gut und gibt ihnen ein Stück Würde zurück. Denn viele Geflüchtete sitzen seit mehr als zwei Jahren auf der Insel fest und warten auf den Bescheid ihres Asylgesuches. Vor allem für die Männer ist es hart, in Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung und Hilfsorganisationen leben zu müssen. Unter den extremen Bedingungen im Camp kann diese Anspannung schnell in Aggression eskalieren.»

Vom VW-Bus zum professionell geführten Verein

Kurz nach der Eröffnung – die Geschwister Oppler waren mittlerweile in die Schweiz zurückgekehrt – stand das Projekt plötzlich auf der Kippe. Der Schweizer Initiator verliess Lesbos aus persönlichen Gründen, dem Community Center drohte die Schliessung. «Uns war sofort klar, dass wir das keinesfalls zulassen konnten. Eine Gruppe aus acht Ehrenamtlichen – die Hälfte davon ehemalige SteinerschülerInnen – entschloss sich, den Verein «One Happy Family» zu gründen. Die grösste Herausforderung war, für den anlaufenden Betrieb sehr schnell viel Geld zusammenbringen zu müssen. Aber auch das hat dann irgendwie geklappt.» Über die Dynamik, mit der das Projekt seitdem wächst, gerät auch die ehemalige Steinerschülerin immer wieder ins Staunen. Mittlerweile ist rund um das Haupthaus in Kooperation mit anderen Hilfsorganisationen ein kleines «Dorf» entstanden. 22 Projekte wurden auf Wunsch und durch die Initiative der Flüchtlinge ins Leben gerufen: Neben dem Kinderhort und einem Frauenhaus gibt es ein Kino, einen Bibliotheks-Bus, einen Coiffeur, einen



Foto: One Happy Family

Shop, ein kleines Ärztehaus sowie eine Schule mit zehn Klassen. Das Kernteam von 60 Flüchtlingen aus unterschiedlichen Kulturen hält den Betrieb am Laufen und wird täglich mit einem Shuttle-Bus zum Community Center transportiert. Bis zu 15 Freiwillige aus aller Welt unterstützen das Projekt kontinuierlich. «An Spitzentagen versorgt unser Koch-Team – drei Frauen und drei Männer aus Burma, Afghanistan, Syrien, Zimbabwe, Somalia und dem Irak – zwischen 800 und 1000 Besucher aus dem Camp mit warmen Mahlzeiten. Das liegt eigentlich über unserem Limit, funktioniert aber auch irgendwie.» Allein für die Verpflegung muss «One Happy Family» pro Monat circa 12 000 Euro an Spendengeldern organisieren, weitere 18 000 Euro benötigen die einzelnen Projekte.

Foto: One Happy Family



Ein Ort der Selbstbestimmung und Sicherheit

Um die Flüchtlinge nach ihren traumatischen Erfahrungen ein Stück Normalität und Selbstbestimmung erfahren zu lassen, wurde im Community Center eine Währung eingeführt, ein Art Grundeinkommen: «Jeder Erwachsene erhält pro Tag zwei Drachmen, die Kinder eine Drachme. Die Besucher können selbst entscheiden, ob sie sich mit diesem Geld die Haare schneiden lassen, ins Kino gehen oder im Shop Seife kaufen möchten», erzählt Fanny Oppler. Die App, mit der die täglichen Eintritte und Auszahlungen verwaltet werden, hat ein Vorstandsmitglied des Vereins entwickelt. Auch im siebenköpfigen Koordinationsteam, das tagtäglich alle Projekte steuert, übernehmen drei Flüchtlinge zusammen mit Freiwilligen die Verantwortung. «Einen Lohn können wir den Flüchtlingen leider nicht auszahlen. Aber sie erhalten einmal pro Jahr ein Geschenk und ein in Europa ausgestelltes Arbeitszeugnis, das ihnen vielleicht für ihren weiteren Lebensweg von Nutzen sein kann.» Und wie klappt es mit der Gemeinschaftsbildung – kommt es im «Dorf», in dem sich so viele Menschen aus unterschiedlichen Kulturen treffen und zusammenarbeiten, nie zu Spannungen? «Am Anfang war es für die Flüchtlinge durchaus gewöhnungsbedürftig, dass es da einen sicheren, friedlichen Ort gibt, an dem alle eine gute Zeit verbringen dürfen. Mittlerweile haben die Menschen verstanden: Es ist ihr Ort,

es ist ihre Gemeinschaft, auf deren Geborgenheit sie zählen können», erläutert Fanny Oppler. Natürlich sei es immer wieder mal zu Spannungen gekommen, aber das sehr gut ausgebildete Security-Team aus 21 Flüchtlingen könne Streitereien gut schlichten und würde schon beim Einlass bekannte «Störenfriede» abweisen.

Nur ein temporäres Projekt – oder doch für immer?

Trotz der bereits erreichten Projektziele, der zunehmenden Professionalisierung und der überwältigenden Resonanz der Flüchtlinge gibt es offene Fragen, die Fanny Oppler nachdenklich stimmen: «One Happy Family war eigentlich als temporärer Lückenfüller gedacht: Dort einspringen, wo staatliche Interventionen fehlen und Hilfsorganisationen nicht alle Bedürfnisse der Flüchtlinge abdecken können. Doch die Situation in den Camps auf Lesbos und anderswo bessert sich nicht, im Gegenteil: Immer mehr Menschen auf der Flucht benötigen dringendst Unterstützung.» Oft holt sie das Gefühl der Ohnmacht ein, dass die Arbeit ihres Vereins nur ein Tropfen auf den heißen Stein sei. Und auch der Gedanke: Braucht es uns etwa für immer? Doch zumeist fehlt Fanny Oppler die Zeit, um lange zu sinnieren. Das nächste Projekt ist bereits in der Pipeline: «Es gibt im Camp nicht genügend Waschmaschinen für eine ausreichende Hygiene. Bettwanzen und Krätze sind mittlerweile zu einem grossen gesundheitlichen Problem geworden», berichtet Fanny Oppler. Gerade hat sie auf Lesbos die organisatorischen Weichen für den Kauf von Waschmaschinen und Trocknern gestellt und musste hierfür wieder einmal die Hürden der griechischen Bürokratie für ehrenamtliche Initiativen überwinden. Ausgesprochen gut jedoch läuft die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen im Camp: «Sie werden die Wäsche der Flüchtlinge einsammeln, registrieren und über ein Ticketsystem dafür sorgen, dass die sauberen Wäschestücke den Flüchtlingen wieder korrekt zugeteilt werden.» Eine enorme Organisationsleistung, aber auch die wird gelingen – irgendwie!

Über den Verein «One Happy Family»

Im Juni 2017 wurde der unabhängige, nicht gewinnorientierte Verein «One Happy Family» mit Sitz in Burgdorf gegründet und somit das Community Center auf Lesbos auf ein solides Fundament gestellt. Der Verein arbeitet mit Partnerorganisationen vor Ort zusammen, die sich gegenseitig mit Ressourcen und Knowhow unterstützen. «Der Name «One Happy Family» steht für unsere Überzeugung, dass Menschen, die sich entfalten, für sich selbst sorgen und Dinge entscheiden dürfen, ein Stück weit glücklicher sind und somit Gutes bewirken können», so Fanny Oppler.

Sie möchten den Verein «One Happy Family» mit einer Spende unterstützen? Hier die Nummer des Spendenkontos: CH23 0079 0016 9736 1524 7 (www.ohf-lesvos.org/spenden)

Wolfgang Held

Aus der Berufung einen Beruf machen

Nun ist sie wieder zuhause in Basel und plant die nächsten Fundraising-Aktionen, schreibt Stiftungen, Kirchen und Privatpersonen an, um Spenden zu sammeln. Über zwei Monate verbringt sie pro Jahr auf Lesbos. «Ich habe mich an das Hin- und Herpendeln zwischen dort und hier gewöhnt. Aber es fällt mir jeweils leichter, dorthin zu gehen als wieder hierher zurückzukehren.» Familie und Freunde unterstützen sie enorm – auch ihre Mutter engagiert sich mittlerweile vor Ort im Community Center. Ihr Bruder, ebenfalls Grafiker, kümmert sich unter anderem um die Website des Vereins. Hat sie sich verändert seit der allerersten Fahrt mit dem VW-Bus nach Lesbos? Fanny Oppler überlegt: «Ja, ich denke politischer als früher und bin für die Schicksale der Flüchtlinge – sowohl in den Camps als auch hier in der Schweiz – sehr sensibilisiert. Oft denke ich, ich müsste noch viel mehr tun. Wir Schweizer haben so viel, wir könnten alle problemlos etwas abgeben und teilen.»

Sie möchte sich jetzt in Schweden für einen Master bewerben: Disaster Risk Management and Climate Change Adaptation. Die Chancen, angenommen zu werden, sind nicht allzu gross, aber sie möchte es zumindest versuchen. «Ich würde gerne lernen, wie man professionell humanitäre Hilfe leistet und mit diesem Wissen «One Happy Family» weiterbringen.» So oder so: Fanny Oppler wird sich weiterhin engagieren – stets begleitet von einem optimistischen «Irgendwie»!



Foto: One Happy Family

Fanny Oppler (29) wuchs zusammen mit drei Brüdern in Aesch auf und besuchte die Rudolf Steiner Schule Birseck von der 1. bis zur 12. Klasse. Nach einem weiteren Maturjahr an einem Gymnasium belegte sie den Vorkurs für Gestaltung und schloss ein Studium der Visuellen Kommunikation in Basel ab. Seit vier Jahren arbeitet sie als Grafikerin für eine kleine Basler Agentur.

Fanny Oppler gehört zu den Gründungsmitgliedern des Vereins «One Happy Family» (www.ohf-lesvos.org).

Was wäre, wenn ... die Schülerinnen und Schüler die Fehler anstreichen würden?

«Warum übt und lernt ihr hier intensiver als in eurer Schule?» Das fragte ich in den letzten Jahren die 15 bis 20 Jugendlichen, die an der «Jungen Bühne» mit Andrea Pfaehler nach neun Monaten Probezeit jährlich eine eindrucksvolle Produktion auf die Bühne brachten. Bevor dann jeweils 2000 bis 3000 Zuschauer die Aufführung sehen, haben sie wöchentliche Übung, mehrere Arbeitswochenenden und im Sommer ein Theatercamp hinter sich. Zwei Gründe nannten die 15- bis 18-Jährigen:

1. Bei der Theaterarbeit gebe es auch fortwährend Prüfungen, aber dabei zähle das, was man besonders gut mache. In der Schule würde vor allem registriert, wo man danebenliege. Während also bei der Theaterarbeit die Erfolge, die besondere kreative Leistung im Blick seien, trete bei den schulischen Tests und Prüfungen vor allem der Mangel, der Fehler hervor. Dabei unterscheiden sich Erfolg und Fehler nicht nur im Vorzeichen. Der Fehler bedeutet meistens, einem generellen Kriterium nicht zu genügen. Er ist allgemein. Anders der Erfolg. Er zeigt etwas Besonderes, ist oft singular oder sogar erfinderisch. Vielleicht liegt es an diesem Umstand, dass es viel leichter ist, Fehler zu registrieren und zu beschreiben als die Stärken. Und was, so frage ich, macht ihr mit den Fehlern beim Theaterspielen? «Die merken wir selbst am besten!» Wie wäre es also, wenn in der Schule die Lehrerinnen und Lehrer dafür zuständig wären, die Erfolge zu bemerken und nicht die falschen Vokabeln und Zahlen? Tatsächlich gibt es in vielen Bewerbungsgesprächen die Frage nach den eigenen Schwächen; denn sie zu kennen, zeigt das Verantwortungsbewusstsein. «Weisst du, was du nicht so gut kannst?» Wie wäre es, wenn man gelernt hat, diese Entwicklungsfelder offen und mutig sich selbst einzugestehen, und sie sich nicht durch eine schlechte Benotung in die Seele einbrennen? Es gibt genug Studien wie die von Alfred Bandura, dass eine schlechte Note stigmatisiert und niemals motiviert. Was jedoch motiviert: Wenn jede Woche die Lehrerin, der Lehrer mit jedem Schüler drei Minuten spricht – über den Erfolg dieser Woche oder den möglichen Erfolg in der nächsten Woche.

2. Es seien hier nur diejenigen beisammen, die im Theater etwas lernen wollten. Hier seien alle freiwillig und würden ihre ganze Kraft hineingeben. Das schweisse, so die Jugendlichen, zusammen und helfe, dass man voneinander lernt. Was heisst das für die Schule? Sollte nicht auch hier mindestens die Hälfte der Fächer freiwillig sein, so dass die Engagierten beisammen sind und dann umso energischer miteinander lernen könnten? Wenn der Wille die Gruppe vereint, es ein gemeinsames Ziel gibt, dann fällt es auch leichter, sich gegenseitig zu korrigieren. Ich war erstaunt, wie offen und direkt sie sich spiegeln, was sie bei einer Improvisation aneinander gesehen haben. Wenn die Rudolf Steiner Pädagogik die vielzitierte «Erziehung zur Freiheit» im Visier hat, dann sollten die Schülerinnen und Schüler so früh wie möglich selbst dafür verantwortlich sein, ihre Fehler anzustreichen – denn das macht frei.

Wolfgang Held ist am Goetheanum für Kommunikation zuständig. Er ist Publizist, Autor des Sternkalenders und Lehrer für Geschichte sowie Mathematik in der Oberstufe.

wolfgang.held@goetheanum.ch